Grünberger  Wochenblatt.

21. Jahrgang. № 99.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 11. Dezember 1845.

Scheintod.

Begraben zu werden — nun, wir kommen endlich Alle einmal an die Reihe, aber lebendig begraben zu werden, das ist das Schrecklichste, was man sich denken kann; darum hat man auch so viel über Leichenhäuser gesprochen und geschrieben, und solche in's Leben zu rufen gesucht. Wir wollen weder vom Begrabenwerden, noch von Leichenhäusern reden, sondern unsere Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand richten. Wenn ich nicht irre, so war es Hufeland, der einst gegen die Unsitte eiferte, den Todten gleich nach dem letzten Lebenshauche zu entkleiden und auszuleichen. Er behauptete, daß das Leben nicht in einem Nu, in einem Augenblicke sich vom Körper trenne, sondern nach und nach verschwinde. Es bliebe, wenn wirklich der Sterbende den letzten Lebenshauch ausgestoßen, noch einige Zeit die Besinnung zurück, und er habe oft noch die Empfänglichkeit, seine Umgebung wahrzunehmen. Wenn dem nun wirklich so ist, wie schrecklich muß einem solchen Scheidenden das Geschrei und Klagen, das Ausziehen und Handthieren sein! Man sollte darum jeden Todten einige Zeit ruhig in seiner Lage lassen, und alles Geräusch sorgfältig fern halten. Und wer bürgt dafür, daß jedes Mal wirklich das Abscheiden erfolgt ist? Kann es nicht in vielen Fällen durch das schnelle Ausleichen herbeigeführt werden? Wir theilen eine außerordentliche Erzählung mit, die einem Arzte begegnet ist, und die die obige Ansicht zu bestätigen scheint.

I.

Es mußte gleich 4 Uhr schlagen, und ich hatte mich noch nicht zu meiner Vorlesung vorbereitet. Es war erstickend heiß, die Luft schwül und gewitterhaft; ich empfand große Unbehaglichkeit und eine Art ungewohnten nervösen Reizes. Während der eben beendigten Woche hatte ich keinen ruhigen Augenblick gehabt; mehrere in Gefahr schwebende Kranke, deren Zustand unaufhörliche Aufmerksamkeit verlangte, hatten mich rufen lassen. Einer von diesen zumal, die einzige Stütze einer zahlreichen Familie, beunruhigte mich sehr und erregte mein ganzes Mitgefühl. In dieser Stimmung stieg ich in den Wagen, um nach den Hörsaal zu fahren, als man mir ein unversiegeltes Billet zustellte. Ich öffnete es schnell; sein Inhalt war, daß der arme H***, für den ich mich so sehr interessirte, gestorben war. Diese Nachricht traf mich sehr hart. Kaum vor einer Stunde hatte ich ihn zuletzt gesehen, und da ich eine merkliche Besserung in seinem Zustande zu bemerken geglaubt hatte, so hatte ich seiner Familie einige Hoffnung zu machen gewagt. Ach, diese Hoffnung war nur von kurzer Dauer, und

wie wenig erwartete ich, mich sobald getäuscht zu sehen!

Man muß es selbst erfahren haben, um die tiefe, außerordentliche Theilnahme zu begreifen, die ein Arzt für einige seiner Kranken empfindet. Diese Theilnahme ist von seiner persönlichen Zuneigung unabhängig, ein Fremder flößt sie eben so wohl ein als ein Freund. In solchem Falle ist es nicht der Kranke, sondern die Krankheit, die man vor sich hat. Vielleicht hat Niemand dieses Gefühl so wie ich auf's Aeußerste getrieben: jene Verantwortlichkeit, die wir oft wider Willen zu übernehmen gezwungen sind, unser Streben, einen manchmal unmöglichen Erfolg zu erlangen die Herzensunruhe, mit welcher wir die kritischen Perioden erwarten, welche den Charakter einer Krankheit ändern, indem sie die Stärke derselben vermindern oder vermehren, die Muthlosigkeit, welche sich unserer bemeistert, wenn wir Symptome sich zeigen sehen, die keine Hoffnung zur Genesung übrig lassen, und endlich jene letzte, jene traurige Pflicht des Arztes, Verwandten, die sich noch mit Hoffnungen täuschen, zu sagen, daß die Kunst nun nichts mehr vermöge, daß alle Mittel erschöpft seien; jede von diesen Lagen war für mich eine neue Qual.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliches.

Ein hiesiger Bürger beschwert sich im vorletzten Wochenblatt darüber, der gediegene Vorschlag eines anderen Bürgers zur größeren Sicherstellung der innern Stadt sei unbeachtet vorübergegangen. Zu seinem Troste darf ihm versichert werden, daß dies ganz gewiß nicht der Fall ist, nur wolle er seiner Ungeduld einigen Zügel anlegen, denn Sachen so ernster Wichtigkeit wie die vorliegende reifen nicht in einem Tage, bedürfen der ernsten Mahnungen nicht eine, sondern viele. Möge ihr eifernder Freund nicht ermüden, unsere für alles Gute so eifrig bedachte und zu allen Zeiten bereitwilligste Behörde weiß es gewiß ihm Dank, daß er die öffentliche Aufmerksamkeit für einen Gegenstand tiefen Ernstes lebendig machen hilft. Wie willkommen dergleichen jeder umsichtigen und redlichen Communal-Behörde, hat in neuerer Zeit der Berliner Magistrat auf glänzende Weise bewiesen. Diese Behörde schien jahrelang es sich förmlich zum Vorsatz gemacht zu haben, die öffentlich auftretende Stimme nicht zu beachten, doch allmählich mochte sie wahrgenommen haben, die Macht der Zeit damit nicht zu hemmen, wohl aber Vertrauen und Liebe ihrer Mitbürger von sich ab und in andere Kanäle zu leiten, wodurch ihre Pflichterfüllung wesentlich erschwert und geschwächt wurde. Rasch lenkte der Magistrat ein und steht jetzt ehrenvoll an der Spitze seiner Zeit, die ihm dafür innigst vertraut und seiner Autorität hauptsächlich die Zügel des Bürger-Wohles überläßt.

Der Einzelne, der sich durch den Einwurf, er schreibe für öffentliche Blätter bloß aus Eitelkeit, vor seinem besseren Bewußtsein nicht irre machen zu lassen braucht, soll in dem, was er für recht erkannt hat, nicht ermüden. Oft gehen seine Worte erst in kommenden Geschlechtern auf, doch ihm bleibt wenigstens das schöne Bewußtsein, sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt, sein Pfund nicht vergraben, sondern das ihm von Gott verliehene geistige Saamenkorn im Schweiße seines Angesichts gesäet zu haben. Nur wolle er, dem umsichtigen Säemann gleich, sein edles Korn nicht zur unrechten Zeit und nicht auf Boden säen, der zur Empfänglichkeit noch ganz unvorbereitet. Steppenland schrecke seinen heiligen Eifer nicht, auch dieses läßt sich durch beharrlichen umsichtigen Fleiß zur Fruchtbarkeit umwandeln. Wo für geistige Saat kein geistiger Boden, da bedarf es vor Allem des geistigen Pfluges, der Schule. Wollte Gott, es würde dies bei uns endlich allgemein erkannt. Der Menschenfreund würde heiterer in Grünbergs Zukunft schauen können, als er es jetzt vermag. Für solchen Zweck sollten alle, alle Edleren unter uns zum Kampf auf Leben und Tod sich verbinden, und nicht eher rasten und ruhen, als bis der Sieg ihrer ist!

Theater in Grünberg.

Sonntag den 7. Dezbr. Der Verschwender. Zauberposse mit Gesang von Raimund. Während wir noch vor 8 Tagen darüber klagten, daß mit Raimund der leuchtende Stern der Wiener Posse untergegangen, ward uns heute das Glück, eines seiner ersten und besten Werke bewun-

dern zu können. So sinnig, so gemüthvoll, Ernst und Scherz in sich einend, macht es seinen Dichter wirklich des Namens eines Shakespeare der Posse würdig, mit welchem ihn ein begeisterter Verehrer einst geschmückt hatte. Durch alle seine Dichtungen weht ein poetischer Hauch, alle durchdringt ein sittlicher Kern, der sie nicht veralten lassen wird, wenn auch der Name des Dichters längst vergessen sein sollte. Auch hier schien sein Werk schon rühmlichst bekannt zu sein, denn trotz des grundschlechten Wetters war das Haus fast überfüllt, und das gute Spiel fast aller auftretenden Personen trug dazu bei, die zahlreich versammelte Menge zufrieden zu stellen. Zur Aufführung übergehend, müssen wir zunächst Madame Kern erwähnen, die als Fee Cheristane eine sehr liebliche Erscheinung war. Die etwas schwierige melodramatische Rezitation der Verse gelang ihr recht gut. Herr Kern (Julius v. Flottwell) war in den beiden Gestalten, die ihm das Stück anweist, gleich vorzüglich, nur schien er im letzten Theile nicht ganz fest memorirt zu haben. Herr v. Leuchert sen. (Valentin), in diesem Stücke der Darsteller des Wiener Volkswitzes, traf im Allgemeinen den gemüthlichen Humor des gutherzigen fidelen Oestreichers, freilich hatte er auf den Geschmack des Sonntagspublikums Rücksicht zu nehmen, indeß waren einige Derbheiten in dieser Rolle nicht störend. Fräul. v. Leuchert (Rosel) trug ihr kleines Husarenloblied recht nett vor, und auch als Frau Valentin, in der ihrer Individualität weniger zu sagenden Rolle eines alten, keifenden Weibes, befriedigte sie. Herr v. Leuchert jun. (Bettler), der Vertreter der mahnenden Stimme des Gewissens, verstand es, seiner Erscheinung die Farbe des Uebermenschlichen zu geben, die sie verlangt. Sehr poetisch schön ist die Idee des Dichters, das Klagelied des Bettlers mit dem wilden Zechgesange der Flottwellschen Freunde in schneidender Ironie wechselnd ertönen zu lassen. Herr v. Leuchert trug seinen Part ergreifend vor, wenn auch der Chor bisweilen aus dem Takte fiel. Mit Herrn Kriegers Auffassung des Chevalier Dumond können wir, obgleich sie recht durchdacht schien, indeß nicht ganz übereinstimmen. Der Name verräth den Franzosen, seine Darstellung aber ließ uns in Zweifel, ob wir nicht die Karrikatur eines englischen Touristen vor uns sähen. Die komische Scene mit dem alten Weibe (Fr. v. Leuchert) war Beiden gelungen. Herr Lachnitt (Wolff) gab den alten, kranken gewissens- und gichtbrüchigen Gutsbesitzer mit vieler Wahrheit. Am wenigsten gelungen war die Parthie der Amalie (Mad. Lachnitt), der Alles zu fehlen schien, was die junge liebenswürdige Braut Flottwells auszeichnen sollte. Die dekorative Ausstattung übertraf, wie wir gestehen müssen, unsere Erwartung, nur wäre vom Maschinisten etwas mehr Exaktheit zu wünschen. Für künftige Aufführungen indeß würde unsere Menschenliebe doch ein größeres Schifflein erbitten, da der Anblick des Herrn Neidhardt, der halb unter Wasser gesetzt schien, wirklich erbarmungswürdig schien. Die Musik betreffend, so genügte sie wohl, nur die gräuliche Verstimmung der Hörner hätte beinahe eine solche beim Publikum hervorgerufen. Gerufen wurde Herr v. Leuchert sen. und Herr Kern.

Montag den 8. Dezbr. Der verwünschte Brief. Ein Beweis dafür, wie unsere Stadt mit Macht vorwärts strebt, ist, daß dieses Stück hier um einen ganzen Tag früher zur Aufführung gekommen ist, als in Berlin, gleichzeitig auch ein Zeichen, wie sehr sich die Direktion bestrebt, uns das Neueste vorzuführen. Das Stück selbst, ursprünglich französischer Abstammung, ist doch durch und durch berlinisirt, u. so voll feiner Anspielungen und witziger Beziehungen aus unserer Gegenwart, daß wir mit der Uebersiedlung dieses Fremdlings gern zufrieden sein können. Gespielt wurde von allen Mitwirkenden nach besten Kräften, vorzüglich aber von Herrn von Leuchert jun., der eigentlich der Träger der Posse ist und viel Gelegenheit hatte, sein hübsches Talent geltend zu machen. Das mimisch-plastische Tableau mit dem schauervollen Titel bot Freunden der Schaulust eine ganz hübsche Abwechslung.

Mannigfaltiges.

*Die Zeitungen haben bekanntlich erzählt, daß vor einiger Zeit wieder einmal eine vornehme junge Engländerin, und zwar eine Miß Villiers von ihrem Geliebten, einem Husaren-Lieutenant, entführt worden, daß das junge Paar glücklich nach Grenat-Green gelangte und da von dem Gastwirth — denn der Schmied, welcher sonst die Ehen dort schloß, ist gestorben — getraut wurde, ehe der die

Flüchtigen verfolgende Bruder der Dame ankam. Nun ergiebt sich, daß die Großmutter der jungen Dame sich auch entführen ließ — nicht jetzt, sondern als sie ein junges Mädchen war — und ebenfalls in Gretna-Green getraut wurde. Der Vater, ein Bankier, eilte mit Extrapost den Flüchtigen nach und hatte den Wagen derselben glücklich erreicht, als der Entführer, der Graf Westmoreland, sich über den Kutschenschlag herausbeugte und mit einem wohlgezielten Pistolenschusse seinem künftigen Schwiegervater ein — Pferd tödtete, so daß er den nöthigen Vorsprung bekam und glücklich nach Gretna-Green anlangte.

*Unter den Dielen des zum Maskenballe eingerichteten Theaters in **Bologna** wurde durch einen Ring eine Höllenmaschine entdeckt. Er entfiel einer Dame beim Handschuhausziehen und verlor sich in einer Ritze. Die gefälligen jungen Herren lüfteten das Brett und fanden — die Kiste mit Pulver nebst den daneben liegenden chemischen Zündhölzchen, die durch die Bewegung der Tanzenden hatten zur Entzündung kommen sollen. Ob der Ring der Dame gefunden oder nicht gefunden wurde, überlassen wir billig dem Dichter, der ihr dafür bald eine Romanze oder Ballade an den Finger stecken wird.

*Die Engländer Johann und Wilhelm Reinholds, zwei Brüder, wurden getrennt erzogen, der Eine in der katholischen, der Andere in der protestantischen Religion. Als sie erwachsen waren und zusammenkamen, disputirten sie so heftig und zugleich so gründlich über ihre Glaubensmeinungen, daß Beide sich bekehrten: der Katholik wurde einer der eifrigsten Presbyterianer, und der Protestant ein so eifriger Katholik, daß er sogar ein Buch unter dem Titel „Calvino-Turcismus" schrieb, worin er bewies, daß die Reformirten eigentlich Muhamedaner wären.

*Zu Mannheim gab's am 15. Novbr. große Freude in den Hütten der Armen. Es ward eine neue Kettenbrücke über den Neckar, der sich dort in den Rhein ergießt, eingeweiht, wobei über 80 Wagen von den jenseitigen Uferbewohnern mit Lebensmitteln, Holz ꝛc. lustig angefahren kamen, um damit den neuen Bund recht innig einzusegnen. Alles gehörte den Armen.

*Die Engländer haben eine neue **Tinte** erfunden, welche die gute Eigenschaft hat, daß sie auf Leinwand, Wollenzeug, Holz und an den Fingern nicht fleckt, sondern ganz farblos ist. Dagegen hat sie beim Schreiben auf das besonders dazu bereitete Papier eine schöne schwarze oder auch blaue Farbe.

*Ein Mehlhändler in Straßburg, welcher seit zehn Tagen am Nervenfieber krank lag, verschwand plötzlich, und seine Frau erließ in den Zeitungen wiederholte Aufforderungen deßhalb. Nach mehren Tagen aber wurde der Leichnam des Vermißten durch einen Hund in einer Abtrittsgrube aufgespürt; er wurde hervorgezogen, allein Herz und Eingeweide waren gewaltsam aus dem Leibe herausgeschnitten. Durch die gerichtliche Untersuchung ist es wahrscheinlich geworden, daß die Frau des Ermordeten die That selbst begangen habe. Vor etwa sechs Jahren fiel ein Stiefkind dieser Frau aus dem dritten Stockwerk auf die Straße, und das Gerücht beschuldigte die Angeklagte, es absichtlich herunter geworfen zu haben. Auch fand man bei der Haussuchung eine beträchtliche Quantität Arsenik in der Küche. — Ein liebenswürdiger Engel!

*An der belgischen Grenze ist kürzlich ein eigener Vorfall bei der Zollbehörde vorgekommen. Die Herzöge von Croy haben nämlich Besitzungen in Frankreich und in Belgien, und während der Stürme der französischen Revolution, in denen die Schlösser geplündert und selbst die Gräber der Adeligen zerstört wurden, ließ die Familie die Särge ihrer Ahnen aus der Ahnengruft nehmen und im Stillen über die Grenze auf eine belgische Besitzung bringen. Hier haben sie bis jetzt geruht; nachdem aber das Stammschloß und die Ahnengruft daselbst vollständig neu hergestellt worden sind, wollte die Familie auch die sterblichen Ueberreste ihrer Vorfahren wieder dahin bringen lassen. Die Särge hatten zwei Zollinien zu überschreiten; die französischen Zollwächter ließen sie unangefochten ziehen, nicht so die belgischen, welche den Zug der Todten anhielten, sämmtliche Särge öffneten, die darin liegenden Gebeine wogen und für die achtzehn Skelett-Herzöge und Herzoginnen einen halben Thaler Zoll verlangten. Erst als diese Abgabe bezahlt war, durften die Todten ihren Weg fortsetzen.

Druck und Verlag von W. Levysohn.